

RAPHAEL THELEN • THOMAS VICTOR



STRASSE DER TRÄUME

EIN ROADTRIP AUF DER B96

gut zu Welzow, denke ich. Steht man vorm Abgrund, träumt man davon stehenzubleiben, zusammen.

*

Es gibt da noch einen, von dem man in Gesprächen immer wieder hört und der auch davon träumt, dass Welzow lebt, der aber nicht akzeptiert, dass es nur diese beiden Lösungen gibt: Dorf weg oder Jobs weg. Er setzt auf Grund und Boden, überragt mich um einen knappen Kopf, hat stahlblaue Augen, breite Schultern, trägt die blonden Haare zum Seitenscheitel und dazu eine Bomberjacke.

Ich laufe mit Hagen Rösch über den Bauernhof seiner Familie. Es ist nicht die romantische Variante mit Fachwerk und gackernden Hühnern, sondern die industriell-ostdeutsche: ein früheres LPG-Gelände, Betonwände, rostige Stahlträger, Wellblechdächer. Der 38-jährige Rösch diente zwölf Jahre bei der Bundeswehr, studierte dort, kehrte im Anschluss nach Welzow zurück, half seinen Eltern bei der Geschäftsführung, und ich glaube, man kann sagen: Er hasst den Tagebau.

Täglich fräsen sich die Schaufelradbagger einen Meter vorwärts, rauben den Röschs damit Ackerland. Seit 1996 verloren sie 1 200 Hektar. Das sind 1 680 Fußballfelder. Auf den renaturierten Flächen, die sie wiederbekommen, wächst nichts und weil die Pumpen den Grundwasserspiegel absenken, wird auch der übrige Boden zunehmend unfruchtbar.

Während seines Studiums bei der Bundeswehr sagte einer von Röschs Dozenten in Betriebswirtschaftslehre immer: »BWL ist die einfachste Wissenschaft überhaupt. Sie brauchen nur eine Formel zu wissen: Gewinn ist gleich Umsatz minus Kosten. Wenn der Umsatz größer ist als die Kosten, ist alles gut.«

Doch die einfachste Formel hilft nichts, wenn die eigene Betriebsgrundlage weggegraben wird. Zum Glück lernte er beim Bund noch etwas anderes: Durchsetzungsvermögen. Alle hatten ihn davor gewarnt, sich mit dem Bergbauunternehmen anzulegen. Sie sagten: »Junge, bist du wahnsinnig, dich mit denen zu streiten? Weißt du eigentlich, was die mit dir machen, wenn die wollen?«

Rösch klagte vor dem Verwaltungsgericht Cottbus, um dem Bergbaukonzern die Nutzungsrechte für 300 Hektar Felder zu verwehren. Der Fall ging zum Oberverwaltungsgericht. Nur Stunden vor dem Richterspruch stoppten die Bagger. Vielleicht hatte der Konzern eine Entscheidung vermeiden wollen. Für Rösch ein kleiner Sieg gegen den übermächtigen Feind. Ein Nadelstich. Er ließ weitere folgen.

Außerdem das Menschheitsthema Klimawandel: 30 000 Tonnen Kohlendioxid blasen der Tagebau und das angegliederte Kraftwerk täglich in die Atmosphäre. Die Konsequenzen sind vor Ort spürbar. »Das Wetter verändert sich«, sagt Rösch. »In meiner Kindheit gab's im Sommer gefühlt ein Gewitter. In den letzten Sommern jede Woche eins, was auch die Daten des Deutschen Wetterdienstes zeigen. Dadurch verschiebt sich der Zeitpunkt der Ernte. Früher wurde Gerste um den 8. Juli gedroschen. Mittlerweile ist es der 26. Juni.« Er erzählt weiter, dass die Getreideerträge zurückgehen, dass die dicken Regentropfen der Sommergewitter die Schoten des Raps aufschlagen, wodurch die Körner herausfallen.

Wegen des Klimawandel zogen im Mai 2016 die Braunkohlegegner von »Ende Gelände« in die Lausitz. Ihr Motto: »Kohle stoppen. Klima schützen!« Ein Camp mit riesigen Zelten und Großküche für 4 000 Aktivisten wollten sie in der Nähe des Tagebaus errichten. Doch niemand ließ sie auf sein Feld. Aus Angst. Rösch gab ihnen eine Fläche, direkt an seinem Hof.



Rapsfeld der Familie Rösch

Die Aktivisten zogen sich weiße Maleranzüge über, formierten sich zu langen Zügen und liefen los, durchbrachen Polizeiketten, besetzten Abraumbagger, Kohle-Verladetürme und Bahnlinien, drangen auf das Kraftwerksgelände vor. Das Kraftwerk musste auf ein Fünftel seiner Leistung gedrosselt werden. Klimaschutz selbst gemacht.

Im Dorf betreiben die Röschs eine Fleischerei, in der sie Fleisch aus eigener Zucht und Schlachtung verkaufen. Kohlefreunde machten im Internet mobil und riefen zum Boykott auf, schrieben Schmähkommentare.

Nicht Hagen Rösch hat mir das alles erzählt. Ich musste es online nachlesen. Er spricht darüber nicht mehr gern, will keine alten Wunden aufreißen. Muss er auch nicht. Er weiß: Er steht auf der Gewinnerseite.

Wir verlassen des Büro und laufen quer über den Hof. Seine Mutter grüßt uns. Ein Hund rennt uns kläffend hinterher. Dann biegen wir links ab. Weiter hinten stehen alte Lagerhallen, grässlich grau. Doch auf den Dächern funkelt es: Solarpanels. Es war das erste Projekt, das Rösch nach seiner Rückkehr umsetzte. 1,4 Megawatt produzieren sie an Spitzentagen. Weitere Anlagen mit einer Leistung von 0,8 Megawatt werden gerade gebaut.

Wir laufen weiter und plötzlich beißt mich der Geruch von Sauerkraut in der Nase. Neben uns bedeckt eine grüne Plane einen haushohen Buckel. Darunter: Maissilage. Ein großer Haufen Maispflanzen, die langsam verrotten.

Wir umrunden eine Lagerhalle. Dahinter stehen zwei breite Silos mit gewölbten Dächern und ein brummender Schiffscontainer. In den Silos fermentiert die Maissilage. Dabei entsteht Biogas. In dem Container verbrennt ein Zwölf-Zylindermotor das Gas und erzeugt Strom. Zusammen mit den Solaranlagen versorgt der Hof ungefähr 5 000 Menschen. Die Abwärme des

Motors läuft durch ein dickes Rohr in eine Lagerhalle. Dort trocknet sie Mais, der später an Tiere verfüttert wird.

Alles wird hier verwertet. Maisanbau, Tierzucht, Schlachtung, Solar- und Biogasenergie – dafür, dass sich die Röschs so breit aufstellten, erhielt ihr Unternehmen 2016 einen dotierten Preis.

Wir laufen zurück. Seinen genauen Umsatz will Rösch mir nicht nennen, aber es seien ein paar Millionen, sagt er. Dazu rund achtzig Menschen, denen er Arbeit gibt. Und das im sterbenden Welzow. Ich bin ein bisschen beeindruckt.

»Es wird hier kein Milch und Honig fließen«, sagt Rösch. »Aber wenn die Kohle eines Tages mal weg ist, werden wir noch da sein.« Dann steigt er in seinen silbernen Audi TT und rauscht davon.

KIEFERNHAIN

FREIHEIT UND ABSTURZ

Hinter Welzow knickt die B 96 nach Westen ab, durchschneidet den Spreewald und führt durch die Brandenburger Weite Richtung Berlin. Hinter einem kleinen Dorf biegen wir rechts in eine Allee. Der Asphalt buckelt. Wir rauschen vorbei an Jägerzäunen, Carports und Deutschlandfahnen, biegen auf einen Waldweg, folgen ihm bergauf, passieren ein blau-gelbes Tor und erreichen einen Ort, von dem wir schon einiges gehört haben.

Dass wir den Weg hierher kennen, verdanken wir einem Zufall. Thomas hatte Silvester mit Freunden im Wendland gefeiert und dabei Luca kennengelernt. Der erzählte von dem Ort in Brandenburg, an dem er wohnte, und es klang nach wilden Jugendträumen und Freiheit: Die Bewohner würden mitten im Wald selbstorganisiert und umweltbewusst in großen Häusern, Zirkuswagen und Lehmhütten wohnen. Jeder sei dort willkommen. Gesellschaftliche Regeln und Gesetze gelten nur bedingt. Dadurch gibt es viele helle, aber auch einige dunkle Seiten. So wie in jedem aufregenden Traum.

Zum Schluss sagte er: »Komm doch mal vorbei!«

Also sind wir hier.

Doch nicht jeder hier hat Bock auf Öffentlichkeit, und die Behörden würden vermutlich Stress machen, wüssten sie allzu genau, was hier los ist. Deshalb gibt es Bedingungen für unseren Besuch: Wir dürfen keine Fotos machen und nicht den richtigen Namen des Ortes aufschreiben, den wir deshalb Kiefernain nennen.